

## Streifzüge durch die socialpolitische Literatur der Renaissance.

Von Fra. Jos. Strohmayer, Benefiziat in Oberstdorf.

Unsere vorjährigen „Streifzüge durch die socialpolitische Literatur des Mittelalters“<sup>1)</sup> haben zu dem Resultate geführt, daß die mittelalterliche Staats- und Gesellschaftswissenschaft ihren Höhepunkt und vollendetsten Ausdruck in dem hl. Thomas von Aquin erlangt hat. Diesem Gelehrten ist es gelungen, den lang ersehnten Ansgleich zwischen dem antiken und dem christlichen Element auf dem Gebiete der Politik zu Stande zu bringen. Wie er überhaupt den inneren Zusammenhang zwischen der Theologie, der Königin der Wissenschaft, und allen wissenschaftlichen Disziplinen und Systemen herzustellen wußte, so ist auch die speculative Feinsichtigkeit anzustimmen, mit der der hl. Doctor angelicus Recht und Politik auf das Fundament der christlichen Ethik basirte, d. i. den höchsten Zwecken, der schlechtliehen Bestimmung des Menschen unterordnete.

Es ist selbstverständlich, daß diese Herrschaft der christlichen Idee auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft sich auch in der Gestaltung der socialen Verhältnisse verkörpert mußte. Den hieraus nothwendig hervorgehenden Zustand hat eine spätere Zeit „Theokratie des Mittelalters“ genannt.<sup>2)</sup> Man darf aber diesen Ausdruck nicht mißverstehen. Es wäre tendenziöse Uebertreibung, darunter eine Theokratie im wahren und eigentlichen Sinne zu verstehen; denn eine solche hat historisch nur beim jüdischen Volke bestanden. Man will damit nur sagen, es sei die mittelalterliche Politik vielfach von der kirchlichen Machtsphäre umschlungen gewesen, es habe der katholisch-conservative Faktor das damalige europäische Gesellschaftsleben beherrscht. Zum letzten Male kam dieser theokratische Gedanke der mittelalterlichen Politik zum Ausdruck in der berühmten Bulle „Unam sanctam“ von Bonifacius VIII.<sup>3)</sup>

Die Katastrophe von Konstantinopel (1453) hatte eine neue Aera eingeleitet. Mit dem neueren heidnischen Humanismus wurde ein fortwuchernder Gährungs- und Zerkernungsstoff in alle Gebiete des Lebens getragen. Die unermesslichen Reichthümer und Kunst- und literarischen Schätze, die in Italien aus Arien und Afrika zusammenströmten, die neu entdeckte Straße nach den fabelhaften Gegenden Ostindiens, noch mehr die Entdeckung einer neuen Welt im Westen, endlich die Erfindung der Presse, die schon an sich eine ganze Umwälzung in sich schließt, gaben der neuen Bewegung einen mächtigen Aufschwung.

Statt daß nun die neuen Ideen für einen consequenten Fortbau der vom christlichen Geiste getragenen Cultur verwendet worden wären, stellte sich bald mit entseßlicher Klarheit heraus, daß sie zu einer folgenschweren Reaktion gegen den bisherigen Idenengang führten. Die neue Strömung kehrte bald eine sehr negative Tendenz, den Protest gegen die theokratische Ordnung des Mittelalters, hervor. Man bezeichnet diese stürmische Uebergangsperiode mit dem Namen „Renaissance“.

<sup>1)</sup> Beilage zur Augsb. Postz. Nr. 15—17. 1896.  
<sup>2)</sup> Namentlich ist dies ein Lieblingsausdruck des Geh. Justizraths und Professors Stahl in seiner höchst interessanten „Geschichte der Rechtsphilosophie“, aber auch in anderen Werken, z. B. „Protestantismus als politisches Princip“ u. a.  
<sup>3)</sup> cf. Albertus, Socialpolitik der Kirche. S. 564.

„In dieser Zeit hat sich nicht bloß das geistige Leben der abendländischen Völker von Grund aus umgestaltet, sondern auch die äußeren socialen Daseinsformen haben sich geändert, und ein neues Staats- und Gesellschaftsideal wurde aufgestellt.“

Diese Periode ist die Zeit der Wiedergeburt des antik-heidnischen Absolutismus. Es ist das die erste Frucht der humanistischen Studien einer- und des Ausschleidens des religiös-moralischen Gedankens aus dem Gesellschaftsleben, aus der Politik andererseits. Nothwendig lag aber hierin der Keim der Revolution. Denn aus diesem absolutistischen Princip mußte mit unerbittlicher Logik das entgegengesetzte Princip der Anarchie und Revolution folgen. Der Gedankenproceß war hier um so länger, als die revolutionäre und reaktionäre Idee nothwendig die ganze Gesellschaft von den leitenden Volksspitzen bis in die untersten Volksschichten durchsäuen mußte. Auch diese letztere Idee der Reaktion gegen das absolutistische Princip, die Idee des demokratischen Liberalismus, hat schon in der socialpolitischen Literatur der Renaissance Ausdruck gefunden. Wir können somit deutlich zwei Strömungen unterscheiden. Die eine wird vertreten durch jene Schriftsteller, die den dynastischen Absolutismus verteidigen, die andere durch die Verfechter des demokratischen Gedankens.

An die ersiere Richtung knüpft sich der Name des Florentiner Diplomaten Nicolo Machiavelli (1469 bis 1527). Dieser hatte, trotz seiner Schwärmeret für republikanische Freiheit in seinen Abhandlungen über die ersten 10 Bücher des Livius (discorsi sopra i primi dieci libri di Livio) und in seinen florentinischen Geschichten (dell'istorie fiorentine)<sup>4)</sup>, in seinem berühmtesten Buche „Il Principe“<sup>5)</sup> zuerst die absolute Souveränität der Politik theoretisch proclamirt und das unethische, verderbliche Princip des Interesses auf die Politik als die ausschließliche Norm und Richtschnur derselben übertragen. Mit Recht sagt Stahl<sup>6)</sup> von ihm: „Machiavelli ist der Spinoza der Politik. Es ist dieselbe Emancipation von dem lebendigen Gott, die in der Philosophie zum Spinozismus, in der Politik zum Machiavellismus mit Nothwendigkeit führt.“ Uebrigens ist sein Buch nur die traurige Signatur des sittlichen Zustandes seiner Zeit<sup>7)</sup> und er somit nur der treue Skopit seiner Zeit. Was an vielen Höfen traurige Wirklichkeit gewesen, hat er theoretisch in ein System gebracht.

Namentlich war der italienische Boden längst für dieses neue, durch die Renaissance entstandene Staats- und Gesellschaftsideal vorbereitet. Schon Kaiser Friedrich II., „der erste moderne Mensch auf dem Thron“, wie man ihn genannt hat, hat in seinem unteritalienischen Reich die den andern Staaten der Halbinsel das Vorbild einer absoluten Herrschaft gegeben.<sup>8)</sup> Die Visconti in Mailand haben sodann im 14. und 15. Jahrhundert die neue Form am schärfsten ausgebildet. Und in der Folgezeit haben die französischen Könige seit Philipp IV. auf

<sup>4)</sup> cf. Mattes im Kirchenlexikon, ält. Aufl. Band 6, S. 713.

<sup>5)</sup> Zuerst veröffentlicht zu Rom 1531—1532. In's Deutsche übersezt von Bieglar, Karlsruhe 1832—1841.

<sup>6)</sup> Gesch. der Rechtsphilosophie I. S. 339.

<sup>7)</sup> Stöckl, Gesch. d. Philos. II. S. 54.

<sup>8)</sup> cf. Burckhardt, Cultur der Renaissar. S. 3 ff.

dieses Erbe Anspruch erhoben. Ludwig XII. vertreibt die Sforza aus Mailand; Franz I. muß aber die Stadt von neuem erobern durch den glänzenden Sieg bei Marignano (1515). Diese Verührung mit Italien lenkt den Strom der neuen klassischen Bildung nach Frankreich hinein, und die Zeit Franz' I. wird die Blütezeit der französischen Renaissance. Aber auch hier tritt uns, wie in Italien, gleichzeitig mit der Aufnahme der neuen Bildung die neue, absolute Form des Staates entgegen. Der Absolutismus fand hier den günstigsten Boden: noch wirkte der Jammer der englischen Kriege nach und erzeugte den allgemeinen Wunsch nach einer starken, sicheren Centralgewalt, und schon hatte ja auch Ludwig XI. die Vasallen niedergeworfen, der neuen Staatsform den Boden bereitend. Der Absolutismus fand hier ein großes, für seine Aufnahme auf's beste vorbereitetes Reich. Deshalb hat er in Frankreich auch alle ihm entgegenlaufenden Strömungen siegreich überwunden und sich immer wieder durchgesetzt, und auch nirgends sonst so glänzende theoretische Vertheidiger gefunden, wie wir sehen werden.

War also das absolutistische Regierungssystem namentlich in Italien und Frankreich praktisch verwertet worden, so hat ihm Machiavelli theoretisch Ausdruck verliehen. Sein Buch hatte natürlich eine ganze Fluth von Gegenschriften zur Folge. Den Reihem eröffnet Ambrosius Catharinus mit einer Verdammungsschrift: „de libris a christiano detestandis et ex christianismo penitus removendis.“ Rom 1532. Ihm folgen Gentillet 1576, P. Possévin 1592, Ribandera 1603, P. Lucchesini 1697, Friedrich II. 1740 u. a.<sup>9)</sup> Wir können diese ausschließlich polemischen Schriften füglich übergehen, da sie für den Gang der socialpolitischen Bewegung und für die Bildung bestimmter Rechts- und Staatstheorien ohne positiven Werth waren.

Eine größere Bedeutung in der socialpolitischen Literatur dieser Periode hat dagegen der berühmte englische Lordkanzler unter Heinrich VIII., Thomas Moore (1480—1535), erhalten. In ihm hat die demokratische Richtung die erste, wenn auch noch unklare und unbestimmte, Vertretung gefunden.

Thomas Morus nahm sich das platonische Staatsideal zum Muster, indem er gleichwie Plato einen Idealstaat konstruirte in seinem Buche: „de optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia.“<sup>10)</sup> Man könnte dieses Buch einen socialphilosophischen Roman nennen. Wir werden auf eine fingirte amerikanische Insel versetzt und dort mit einer Art socialistischer Republik bekannt gemacht (Privateigenthum ist aufgehoben und Gütergemeinschaft eingeführt). Dieser so konstruirte republikanische Musterstaat sollte im allmählichen Fortgange für die staatlichen Verhältnisse vorbildlich werden,<sup>11)</sup> hat jedoch einen thatsächlichen Einfluß nicht gehabt; man hat alsbald die Undurchführbarkeit dieser räthselhaften Ideen erkannt. Uebrigens hatte Morus selbst wohl nur den Zweck bissiger Satire auf viel Verderbtes in Staat und Kirche,<sup>12)</sup> ohne ernsthaft auf die Einführung der in dem Buche geschilderten Institutionen zu dringen.

Einen dauernden Erfolg hat aber das Buch des englischen Staatsmanns doch gehabt: eine neue Idee,

<sup>9)</sup> cf. Mattes, ebd. S. 711.

<sup>10)</sup> ed. Lov. 1516, deutsch von Dettinger, Leipzig 1846. cf. Rudhardt, Münch. 1829, 2. Aufl. 1855.

<sup>11)</sup> cf. Stöckl, ebd. S. 54.

<sup>12)</sup> cf. den diesbezüglichen Artikel im Kirchenlexikon.

der demokratische Gedanke, war in das Gesellschaftsleben hineingeworfen, und dieser Gedanke hat jetzt schon allmählich Wurzel gefaßt, wenn er auch noch nicht reif und stark war für eine siegreiche Reaction gegen den herrschenden Absolutismus.

Wir müssen an dieser Stelle einen Mann erwähnen, der nach der politischen Richtung hin in die Fußstapfen des berühmten Thomas Morus trat, nämlich den calabresischen Philosophen und Dominikaner Thomas Campanella (1568—1639).<sup>13)</sup> Dieser entwirft in seinem „Sonnenstaat“ (civitas solis) das Bild eines Idealstaates, in dem nicht bloß vollständiger Gütercommunismus herrscht, sondern auch die „freie Liebe“ proclamirt ist. Campanella ist Demokrat vom reinsten Wasser und geht in dieser Richtung etwa so weit, wie unsere extremen Socialdemokraten. Auch scheint er in dieser Richtung agitirt zu haben, namentlich unter der Form astrologischer Prophezeiungen. Denn seine Verächdrung gegen die spanische Regierung in Neapel mußte er mit einer 27jährigen Gefängnißstrafe büßen, und später, als er auf Verwendung des Papstes Urban VIII. wieder freigelassen war, mußte er wegen demagogischer Agitationen nach Paris flüchten, wo er auch starb.

Nur hier und da bemerken wir ein Aufblühen des demokratischen Gedankens, wie ihn die beiden zuletzt angeführten Männer theoretisch vertreten, in dieser Periode, und wenn er aufsteigt, geschieht es nie in der Form eines vollendeten socialpolitischen Systems; daher ist die Wirkung immer nur eine symptomatische und vorübergehende. Dagegen beherrscht der absolutistische Gedanke die ganze politische Literatur der Renaissance, und namentlich ist es die Literatur Frankreichs, in der er seine Ausgestaltung erhielt. Das mag wohl mit dem absolutistischen Regime der französischen Monarchie zusammenhängen. Schon unter Franz I. nahm der Absolutismus einen glänzenden Aufschwung, noch mehr in der Folgezeit, seitdem durch die Vermählung Heinrich's II. mit der florentinischen Prinzessin Katharina von Medici die abschleichen Grundsätze Machiavelli's nach Frankreich kamen.

Wir nennen zunächst Budé (1467—1540), der sich in seinem Buche „de l'institution du prince“<sup>14)</sup> erfüllt zeigt von der Verehrungswürdigkeit und Majestät des Königs. Nach ihm hat das Volk seine Rechte in die Hand des Königs gegeben, damit er der künftige Vater der großen, unzählbaren Menge sei. Auch er versichert, wie die Toulouser juristische Schule, den Satz des römischen Rechts: „Quidquid principi placuit legis habet vigorem“, der König ist durch nichts beschränkt: princeps legibus solutus. Nur soll er seine Gewalt nicht missbrauchen, wagt Budé zu mahnen. Ein Du Moulin vertheidigt mit Nachdruck die Unabhängigkeit des französischen Königs vom Papstthum<sup>15)</sup> und überbietet alle absolutistischen Politiker in dem Satze: La loi de succession doit être respectée quand même elle donne le trône à un fou, sauf la décision contraire des états généraux.<sup>16)</sup>

(Fortsetzung folgt.)

<sup>13)</sup> Kirchenlexikon, X. S. 931 f.

<sup>14)</sup> Dieses Buch erschien in Paris 1547.

<sup>15)</sup> Hauke, französ. Gesch. I. 379.

<sup>16)</sup> Weill, Les théories sur le pouvoir royal en France. S. 26.

## Hans Eschelbach's „Wildwuchs“.

Von J. B. F.  
(Fortsetzung.)

Als ein echtes Genie, das keine Ruhe hat, sondern rastlos strebt, ist Eschelbach ein überaus fruchtbares und vielseitiges Talent. Er braucht nicht erst eine süße Last abzuwarten, um die Muse sich hold zu machen. Die Worte eines Rückert, des Kröfus der Poesie, lassen auf ihn sich anwenden:

Was mir nicht gesungen ist, ist mir nicht gelebt;  
Und mehr als Blumen im Felde sprießen Lieder unter  
meiner Feder.“

Nicht rosten, nicht rasten mag Eschelbach's Feder; dafür hat er aber auch mit seinen dichterischen Werken und literarischen Erzeugnissen so viel Glück und Erfolg.

Die Perle Eschelbach'scher Muse aber ist „Wildwuchs“<sup>11)</sup> Gedichte, seiner lieben Frau gewidmet im Maien 1893. Dieser Wunderblume deutscher Poesie die geziemenden „epitheta ornantia“ zu geben, dazu ermangeln die Worte — Thatfachen sollen darum reden. Das vornehm ausgestattete Buch, das auf seiner Deckenpressung sinnig die Allegorie des Titels „Wildwuchs“ gibt, fand bei seinem ersten Erscheinen reißenden Absatz. Zweihundertundfünfundsiebzig Exemplare wurden schon in der ersten Woche abgesetzt, und kaum noch war ein Jahr vorüber, als der Dichter zur zweiten Auflage schreiten mußte. In den Lehrervereinen zu Elberfeld, Köln, Krefeld und an vielen andern Orten, in Bürgergesellschaften und Unterrichtsanstalten wurden besondere Vorträge über „Wildwuchs“ gehalten. Die Stimmen der Presse ohne Unterschied der Farbe sind im Lobe und in der Anerkennung für den Dichter einig, ja sie wetteifern mit einander. Einzelne Gedichte wurden oft, sehr oft componirt, viele auch illustriert. Kann einem Dichter noch ein glänzenderes Zeugnis ausgestellt werden? Wir müssen diese allgemeine Begeisterung für den rheinländischen Sänger um so höher anschlagen, als wir in einer überspannten, überfeinerten und gefühlseeligen Zeit leben, in einer Zeit, wo die Goldschnittsänger, die ihr kleines „Ach und Weh!“ zu zierlichen Reimen gepaart auf den Büchermarkt tragen, nach Hunderten zählen, in einer Zeit, wo man in den gebildeten literarischen Kreisen in bodenloser Verkehrtheit, sei es nun aus mangelhafter Kenntniß oder ästhetischer Befangenheit oder aber aus widerlicher Abgeschmacktheit, wo möglich alles, was katholische Färbung bekundet, als das verächtliche Aschenbrüdel in die Ecke zu drücken bemüht ist, in einer Zeit endlich, wo die Ungerechtigkeit bei einer gewissen Presse im Schwange geht. Hans Eschelbach aber hat die wirren Stimmen überkört und versäumen gemacht; sein Sang hat alle bezaubert. Prinz Emil zu Schönau-Carolath, der berühmte Georg Ebers, protestantische Pfarrer gaben in herzlichen Briefen ihrer Begeisterung und Bewunderung für den Dichter unbefangenen Ausdruck. Aus allen Theilen Deutschlands und der Schweiz, aus Holland, Italien, Dänemark, Oesterreich, ja bis herüber vom Ocean gehen unserem Dichter aufrichtige Anerkennungs schreiben zu. Dieser glänzende Stern an Deutschlands Poetenhimmel ist einer der Unsrigen; Hans Eschelbach ist überzeugungstreuer Katholik. Wir nennen seinen Namen mit Stolz. Die Poesie ist unter dem raselnden Räderrollen der Maschinen im Jahrhunderte der Erfindung

<sup>11)</sup> Verlag v. Paul Neubner, Köln. Zweite Auflage, mit Portrait des Dichters. M. 3.

und des Fortschrittes keineswegs ungehört verhallt, ihr Glanz ist im erstickenden Qualm rauchender Fabrikshöde ungetrübt geblieben. Wir haben nicht allein Dichter, die wir nur anlesen, nein, wir haben viele, die wir auch auslesen. Eschelbach's „Wildwuchs“ aber liest man nicht nur ein-, zwei- und dreimal, nein, so oft eine glückliche Stunde behagliche Muße bietet. Nur flüchtig können wir an dieser Stelle „Wildwuchs“ durchblättern, nur vorübergehend dürfen wir hier den Liedern „Am Wegraude“ und von den „Friedhofrosen“, den Balladen und Romanzen in den „Bildern“ und den „Namenlosen Liedern“ lauschen.

Für die Klänge meiner Seele  
Habe Worte ich gefunden;  
Kleine Lieder sind's geworden,  
Die zusammen ich gebunden,  
Einen Kranz daraus zu flechten,  
Einen Gruß Euch froh zu senden,  
Echter Wildwuchs! Nehmt die Blumen  
Freundlich aus des Sängers Händen.“

In solch herzgewinnenden und wunderbar anmuthenden, einfachen und natürlichen, aber immer poetischen Versen empfiehlt sich der Dichter durch seinen dichterischen Gruß „An den Leser“ gleich von vornherein auf's Beste. Frühlingssduftig, fangesfroh und minneholt hebt er „Im Maien“ an zu singen vom flatternden Schmetterling, von knospenden Bäumen, vom blühenden Flieder, und das „heimliche Rosen im Blätterfchwall“ und „was die Nachtigall sang“, verräth ihm mit freudigem Klang, der Maien, der frohe Maien sei wieder gekommen. „Die Welt ist ein Herz und mein Herz ist die Welt!“ so klingt es jugendheiter aus seiner Sängerkehle; wenn die Rosen blühen, trägt er im Herzen „der Welten Welt: die erste allmächtige Liebe!“ „An Kaiser Wilhelm II.“ ist eine feurige Hymne, getragen von glühender Liebe zum deutschen Vaterland und zur deutschen Kaiserkrone, dabei im volksthümlichen Tone gehalten. Helbenkühn bläst der Dichter die Friedensschalmei. Ihr Klang trägt die Seele des Deutschen im Schwunge der Begeisterung durch alle Wolken empor:

„Den Frieden will ich!“ Jubelnd klingt es wieder:  
Bringt Friedenspalmen ihm und Lorbeerreifer!  
Und eine Mutter kniet am Kreuze nieder  
Und betet fromm: „Beschirme, Gott, den Kaiser!“

In dem herrlichen Gedichte „An die Erzieher des Volkes“ läßt der Dichter, der „kein Hölbling und kein fader Schmeichler“ ist, piano ein Register der socialen Frage unserer Tage mitklingen. „Ostermorgen auf dem Friedhofe“ ist wehmüthig, aber erhehend und tönt zuletzt in einem jubelnden „Halleluja!“ aus.

„Durch die Büsche, durch die Bäume zog ein wunder-  
james Klingen,  
Und der blaue Himmel lachte, und die Amsel hört ich  
singen.  
Halleluja! Halleluja! Klang's und sang's aus tauend  
Kehlen,  
Eine Thräne wollte heimlich aus dem Auge sich mir  
nehlen.  
Halleluja! Halleluja! — Und die ersten Kreuze winkten,  
Osterjubil! Osterhoffen! Betend muß ich niederstinken.“

Ein Prachtjuwel herzensfrischer, aber auch herzinniger Poesie ist „Mein Lied“. Des Dichters rastlose Gedanken hatten goldene Zinnen in die rosigten Wolken der Zukunft hineingebaut, aber er muß sie zusammenbrechen sehen wie das tollkühne Bauwerk eines unklugen Meisters. Durch das Gemüth des Dichters zieht es wie ein leiser Frühlingstraum. Wie kann man Lenz und Liebe mit

fürherem Wohlklang besingen! „Mein Lied“ ist unter den Blumen, die der Dichter „Am Begrande“ gepflückt, die Lilie. Die Lilie ist keine heitere Blume. Ernst, melancholisch schaut sie darein. Wehmuthvoll sind des Liedes Weisen. „Mein Lied“ ist kein erotisches Lied, das ist ein zartes Minnelied. Der wunderbar weiche Tonfall der Sprache macht das Lied leicht sangbar. Der Klangzauber der Musik hat „Mein Lied“ umwoben. Binnen dreier Jahre wurde dieses Eschelbach'sche Lied zweie- und dreißig Mal in verschiedene Musik gesetzt, zwei- und dreißig Mal, der Verfasser weiß es aus erster und sicherster Quelle. Und heute schon könnte er den drei- und dreißigsten Componisten nennen, der dem Liebe neue Töne weihen wird. Wenn der Maien wieder blüht, wird auch Eschelbach's seelenvolles Lied neu erschallen. Auch wurde das Gedicht mehrfach illustriert. Treten wir nun aber im Geiste des Dichters an das Gedicht heran! Der Frühling ist im Thal und auf allen Höhen der Rheinlande erwacht. Der Mond ist stille aufgegangen. Die Tannenwipfel wiegen sich leicht im sanften Abendwind. Der Nachtigall klagend Lied ist verhallt, und in den Silberfluthen des alten Stromes rauscht es melodisch:

In silbernem Mondlicht wallte der Rhein,  
Ein Posthorn klang in der Ferne,  
Wir sahen uns tief in die Augen hinein,  
Und leuchtend standen die Sterne.  
Da hast Du mir schluchzend Dein Lieben bekannt,  
— Wie hat es so süß mir geklungen! —  
Dann bin ich gefahren durch's blühende Land  
Und habe begerstert gesungen:

Du strahlender Himmel, wie bist Du so tief,  
Du blühende Erde, wie wurdest Du weit,  
Dieweilen ich träumte, dieweilen ich schlief! —  
Gegrüßt, seid gegrüßt! Es ist Frühlingszeit!

Zwei Strophen folgen mit den letzten vier Versen als Refrain. Ueber's Jahr kommt der Dichter wieder zur Frühlingszeit an den Rhein. „Da hingst Du am Arm eines Andern.“ Wandernde Burschen ziehen vorbei, — Die haben — — mein Lied gesungen,“ und er muß entsagen — entsagen. So singt nur ein frisches Mosenkind wie Hans Eschelbach es ist. Wie Ahnung eines Herzensglückes überschleicht es uns, wenn wir an die beiden Liebenden am Rheine denken: in einiger Entfernung sehen wir sie, halb im goldenen Abendroth, halb im webenden Dämmerlichte. Köstlich wie lauterer Rheinwein ist das Gedicht „Natürlich“. Das ist der Sprungquell heiterer Dichtersfreude, wie wir sie nur noch bei einem Walther von der Vogelweide gewohnt sind. Ein junges Dichtersleben, das wohl bisweilen zerfahren ist, für das aber die materiell gesinnte Mittwelt kein Verständnis hat, wird in Leid und Freud wortgetreu geschildert. Am Ende des Schlußjahres erhalten des Dichters Mitschüler sämmtlich gute Zeugnisse:

Mir machte man saure Gesichter  
Und gab mir den schlechtesten Wisch von der Welt.  
Natürlich! Ich war ja ein Dichter!

Die Studiengenossen kommen in „Wirben und Auit“:

Ich ward zu der ärmlichsten Stelle verdammt,  
Wo die Welt ist mit Brettern vernagelt,  
„Ein schlechtes Zeugniß, dazu ein Rebel!“  
So schrieben die klugen Bericht'er.  
Wahrhaftig, sie machten recht heiß mir die Höl';  
Natürlich! Ich war ja ein Dichter!

Es naht die Zeit „mit dem eh'lichen Glid“. Die andern haben eine reiche Braut heimgeführt:

Arm waren wir Beide, ich und die Maid;  
Natürlich! ich war ja ein Dichter!

So kommt der Dichter immer nur schlecht weg. Aber wenn der Todesengel mit seinen Fittichen rauscht und die Mittwelt ein unheimlich Grauen überkommt, da ist es unserm Dichter noch ganz wohl ums Herz, der Engel nimmt ihn mit hinüber ins himmlische Reich, und da fragt er mit frommkindlichem Tone;

Bin werth ich, Herr Petrus, zu gehen durch's Thor!  
Wo sie glühen, die himmlischen Lichter?“  
„Natürlich!“ jubeln die Engel im Chor,  
„Natürlich! Du bist ja ein Dichter!“  
(Schluß folgt.)

## Die Waldenser und der Sektenstifter Petrus Waldus.

(† 16. April 1197.)

A. G. Geradezu fabelhaft groß ist die Literatur über die Waldenser, klein über Petrus Waldus. Besonders in der Mitte unseres Jahrhunderts entstanden Bücher über Bücher, hauptsächlich von katholischer Seite, welche sich mit dieser Sekte und der alten und neuern Literatur über sie in latum et longum beschäftigten. Es muß aber sofort betont werden, daß auch, wie wir sehen werden, protestantische Theologen und Geschichtsschreiber der Wahrheit Zeugniß gaben und Vorurtheile, Fälschungen zc. aufdeckten als das, was sie waren, als blauen Dunst und Nebel. Warum aber solch gewaltiges Wesen mit den Waldensern? Warum Aufstöberung aller nur irgendwie und irgendwo zu findenden alten Scharsteken? hauptsächlich auf katholischer Seite? Holzwarth beantwortet diese Frage in einer Abhandlung im Jahre 1854 in der Tübinger theologischen Quartalschrift kurz und bündig: „es hat sich klar und deutlich die Tendenz der neu-waldensischen Ueberslieferung herausgestellt, um deretwillen man die katholischen Berichte des Mittelalters zu beseitigen sich bemühte. Man wollte nicht nur Reformatoren vor der Reformation gewinnen, sondern man wollte auch den Einfluß der Reformation des XVI. Jahrhunderts auf die Waldensersekte verwaschen, diese selbst als die Mutter der Reformation erscheinen lassen und so durch Aufstellung des apostolischen Alters der Sekte für die Lehre des Reformationszeitalters den Beweis der Apostolizität gewinnen. Es hat sich auch hier die historische Wahrheit Bahn gebrochen (und wir betonen, protestantische Geschichtsschreiber haben selbst, zu ihrer Ehre sei es gesagt, mitgewirkt), und bei den einen ist die gemüthliche Illusion zerstört und bei den andern der Betrug für alle Zeiten enthüllt worden. Aber es kann auch gesehen, wie Herzog meint, „daß die jetzigen Waldenser sich dadurch werden eines Besseren belehren lassen, daß ist freilich kaum zu erwarten. Sie sind seit einiger Zeit mehr als je für ihre Behauptung vom hohen Alter ihrer Sekte und der reinen Lehre derselben eingenommen, seitdem sie die Erfahrung gemacht haben, daß jene Italiener, die sich vom Katholizismus abgestoßen fühlen, am liebsten sich an eine Religionsgesellschaft anschließen, die italienischen Ursprungs ist und denselben nicht von der Reformation des XVI. Jahrhunderts ableitet, sondern auf die ersten Jahrhunderte des Christenthums zurückführt.“ (Von einem derartigen Anschluß ist seitdem nichts Besonderes bekannt geworden.)

Wir haben keine Zeit und es ist sicher auch kein Raum in unserer Beilage, uns mit kritischen Betrachtungen und Ausführungen abzugeben über die breitgeschlagene Literatur betreffend das Alter zc. der Waldenser,

wir nehmen mit katholischen und akatholischen Quellen an — Petrus Walbus ist der Stifter der Sekte der Waldenser und führen ihn selbst und die von ihm gegründete Sekte unsern Lesern kurz und bündig vor Augen.

Petrus Walbus — auch de Baux, Walbo, Balbez genannt — war einer reichen Kaufmannsfamilie in Lyon entsprossen. Denselben wandelte die Lust an, die Evangelien, die er gern hörte, selbst und öfter zu lesen, und deshalb ließ er sie für sich abschreiben und in die Landessprache übersetzen. Das Gleiche that er auch mit den Schriften der Väter und der Heiligen. Diese Bücher las er mit größtem Eifer und sehr oft und durch sie veranlaßt, faßte er den Voratz, die Wege der Vollkommenheit zu beschreiten. Er verkaufte alles, was er besaß, und gab es den Armen, denn er wollte arm den armen Aposteln nachfolgen. Auch soll der Tod eines Verwandten so großen Eindruck auf ihn gemacht haben, daß er dies that — ungefähr um das Jahr 1170 —. Diese reichen Almosenpenden gefielen selbstverständlich den Leuten ungemein, sie sammelten sich um ihn und er gewann einen ziemlichen Anhang, was seiner Eitelkeit schmeichelte, zumal er etwas beschränkten Geistes gewesen sein soll. Er wollte die apostolische Armut in der Kirche einführen und zog mit seinen Anhängern durch Frankreich, um dieselbe zu predigen und von ihrer Nothwendigkeit zu überzeugen. Hierin liegen nun schon zwei große Irrthümer verborgen. Für's erste vergaß Walbus, daß die freiwillige Armut kein Gebot Gottes, sondern nur ein evangelischer Rath ist, der nie und nimmer als Gebot für alle Christen aufgefaßt werden darf. Schon aus diesem Grunde war die Lehre des Walbus und seiner Anhänger verkehrt und der Gesellschaft schädlich. Wie ein hl. Franziskus, ein hl. Dominikus segensreiche Orden stifteten, hätten Petrus und seine Anhänger allem irdischen Besitz entsagen und zur freiwilligen Armut sich verpflichten können; die Meinung aber, alle Christen müßten sich zu derselben verpflichten, war ein unmenschlicher, wir möchten sagen ein einseitiger Gedanke.

Es entsteht die zweite Frage: wer gab Walbus und seinen Anhängern das Recht, öffentlich als Prediger aufzutreten? Einfach: sie vindizirten sich hiezu das Recht selbst. Freilich wird hier von manchen eingewandt: die Prediger der katholischen Kirche haben zu jener Zeit ihre Pflicht als Prediger vielfach nicht erfüllt; so daß einige Synoden Klage führen darüber, allein, dies auch zugegeben, hatte der Waldenser Sektenstifter mit seinem Anhang absolut kein Recht, sich als Prediger der katholischen Kirche zu geriren, denn die Predigt gehörte und gehört stets zu der *missio canonica* — sie sind also nur als freie Prädikanten anzusehen, und in diesem freien Prädikantenwesen haben wir die eigentliche Stiftung des Petrus Walbus und zugleich das Eigenthümlich-Neue zu erkennen, was sich an das Auftreten desselben angeschlossen. Das Dekret des Papstes Lucius III. spricht deswegen mit allem Recht von einer *vindicatio praedicandi*, das vierte Lateranconcil spricht dasselbe aus, und das Edikt des Königs Alphons vom Jahre 1194 nennt diese *praedicatio funesta*. Bernhard und Manns wenden sich dergleichen gegen die Waldenser, die es gewagt, ohne Auftrag der Prälaten und gegen ihren Befehl zu predigen. Walbus kehrte sich an nichts, und so kam er immer mehr auf die schiefe Ebene, wie später kurz gezeigt werden wird. Der alte Satz, den er für sich in

Anspruch nahm: „man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen,“ klingt recht schön und angenehm, aber er vergaß dabei das zweite Wort: „wer die Kirche nicht hört, der sei dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder.“

Die Anhänger des Walbus, die sich allen Eigenthums bar gemacht hatten, wurden die „*Pauperes de Lugduno*“ genannt, „die Armen von Lyon“, auch Savonisten, Humiliaten, Sabotiers — nach den von ihnen gebrachten groben Holzschuhen. Sie kamen auch nach Oberitalien und nach Deutschland, wo sie 1212 am Rhein als „Winkeler“ auftraten, dergleichen wollten sie sich in Spanien niederlassen, was ihnen aber nicht gelang, sie wurden vielmehr als Feinde des Kreuzes Christi und als Feinde des Staates zugleich in Bälde vertrieben. Der Stifter der Sekte, Petrus Walbus selbst, durchzog Italien und starb in Böhmen im Jahre 1197. Er selbst war kein eigentlicher Häretiker, erst seine Anhänger geriethen während des XVI. Jahrhunderts in dogmatische Irrthümer. Früher traten die Waldenser der Kirche mehr vom Standpunkt des praktischen Lebens entgegen. Ihr Lebenswandel wird selbst von ihren Gegnern gerühmt; sie waren prunklos in Kleidung, mäßig, züchtig, fleißig in der Arbeit, ernst und aufrichtig in den Aussagen, allein der Hochmuth führte sie immer mehr abwärts, weg von der kirchlichen Lehre und zwar auch von der Dogmatik.

Herzog, ein unverdächtigter Zeuge, hat in seinem vorzüglichen Quellenwerk (auch Dieckhoff ist rühmlich zu erwähnen) nachgewiesen, daß die Waldenser des Mittelalters sich in ihren Schriften sogar katholischer aussprachen, als man nach den meisten Berichten der katholischen Schriftsteller des Mittelalters erwarten sollte. Der gleiche Autor weist auch unwiderleglich nach, daß die Waldenser nicht älter sind, als Petrus Walbus. Er enthüllt hauptsächlich die vielen Fälschungen, welche man zur Zeit der Reformation an den Schriften der Waldenser vorgenommen hatte. Man wollte eben der eigentlichen lutherischen Lehre ein viel größeres Alter zuschreiben und beweisen, daß die Lehre der Reformatoren keine neue Lehre gewesen. Mit Rücksicht auf diese Fälschungen schreibt Herzog in seiner Vorrede zu seinem Werke „Die romanischen Waldenser“: „Wohl mag es manchen Freund der Waldenser schmerzen, den Prozeß dieser Umwandlung zu verfolgen und besonders die Akten desselben vor das große Publikum gebracht zu sehen. Denn daß nicht bloß eine Art von optischer Täuschung, sondern auch frommer Betrug mitgewirkt, ist außer allem Zweifel. „Doch wir können nicht wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit.“ 2 Cor. 13, 8. Uebrigens ist auf das kürzeste und bündigste nachzuweisen, daß die Grundlehre des Petrus Walbus grundverschieden von der Lehre Luthers und der Reformatoren war. Luther verwarf ja bekanntlich jeden und allen Werth der guten Werke und baute seine Rechtfertigungslehre auf den Glauben allein auf, Petrus Walbus aber und seine Anhänger stützten ihre Rechtfertigungslehre besonders auf die guten Werke, sonst hätten sie doch nicht die freiwillige Armut wählen können.

Wir sagten oben, daß der Sektenstifter und die Seinen immer mehr auf die schiefe Ebene geriethen, immer weiter von der reinen Lehre der katholischen Kirche sich entfernten, was wir an einigen Beispielen noch nachweisen wollen.

Während sich die Waldenser im Anfang nur gegen

das äußere Kirchenthum und den weltlichen Besitz gerichtet, sogar die Abgaben des Zehnten verpönt, vor allem innerhalb der katholischen Kirche eine sittlich-religiöse Reform zunächst bei der Geistlichkeit angestrebt, ging es später auch gewaltig dogmatisch abwärts. Sie anerkannten längere Zeit die ordentliche Vollmacht zur Absolution von den Sünden, sowie zur Consecration der hl. Eucharistie. Nachdem ihnen aber von Seite der katholischen Geistlichkeit die Absolution und die Darreichung der hl. Communion verweigert wurde, bildeten sie die Theorie der Laienbeicht und die Consecration durch Laien vorerst für den Nothfall aus. Ueber die katholische Lehre vom Fegfeuer haben sie sich meistens schwankend gedankelt und bezüglich der Heiligenverehrung nur die Anrufung ihrer Fürbitte zurückgewiesen. (Mzog.) Henrion sagt: „Ihr Hauptangriff ging gegen die sichtbare Kirche; sie sei angesteckt vom Bösen, der Papst das Haupt aller Irthümer (Papst Sylvester — heißt es in den bekannten „Geschichtsbüchern“ — sei auf Anstiften des Teufels der erste Erbauer der Kirche gewesen), die Prälaten Pharisäer, Schriftgelehrte, Mörder; kein Geistlicher solle Einkünfte haben. Alle Sacramente tadelten sie; das Abendmahl sei bloß gebackenes Brod (ob dies nicht zu viel behauptet ist?), die Taufe nütze nichts, kein schlechter Priester könne lossprechen, die Ehe sei kein Sacrament; alle kirchlichen Gebräuche seien verwerflich. Es gibt kein Fegfeuer, man wird entweder selig oder verdammt; Opfer, Gebete, Almosen für die Verstorbenen nützen nichts. Wir sehen: viel hatten sie über Bord geworfen von den wichtigsten und trostreichsten Dogmen unserer hl. Kirche.“

In ihrer vollständigen oppositionellen Constitution bestanden die Waldenser, sagt Mzog, aus Vollkommenen und Unvollkommenen. Die gottesdienstlichen Versammlungen hielten die aus Seniores, Presbyteri und Diaconi bestehenden Vorsteher, welche noch bis zum XVI. Jahrhundert Cölibatäre waren, die hl. Schrift galt als die alleinige Glaubensquelle, ihre Erklärung verlangten sie buchstäblich. Die Waldenser verwarfen den Eid runderweg, deßgleichen jede Tödtung durch die Obrigkeit, jeden Kriegsdienst, jede Lüge erklärten sie für eine Todsünde.

In den Bergen der Dauphiné und in drei piemontesischen Alpenhöhlen erhielt sich die Sekte bis auf die Gegenwart, nachdem viele Gemeinden in Böhmen sich der hussitischen, in Frankreich sich der calvinischen Lehre angeschlossen hatten. Heute bewohnen noch ungefähr 20,000 Waldenser die drei Alpenhöhlen Val Martino, Val Angrona und Val Lucerna. Sie sind, wie der protestantische Kirchenhistoriker Guericke schreibt, „ein reiner Lehrbegriff, sowie in patriarchalischem Sinne lang sichtlich verlaunet und ermattet“. In neuester Zeit fanden sie besonders bei den Engländern viel Gunst, die ihnen 1848 in Turin eine herrliche Kirche erstellen ließen, welche 1853 auf pompöse Weise geweiht wurde, um ein Hort des Protestantismus in Italien zu werden.

### Das Bibelwerk der deutschen Jesuiten.\*)

In einer früheren Nummer der „Germania“ wurde eine Uebersetzung des Breves mitgetheilt, mit welchem Papst Leo XIII. das neue Bibelwerk der deutschen Jesuiten ausgezeichnet hat. Es wird sicher dem Wunsche mancher Leser entsprechen, über dieses Werk einige genauere Angaben zu erhalten.

Wie der Titel des Werkes „Cursus Scripturae Sacrae“

\*) Aus der „Germania“.

andeutet, soll dasselbe das ganze Gebiet der hl. Schrift umfassen und nach allen Seiten hin erläutern. Diesem allgemeinen Plane entsprechend, gehören die einzelnen Theile des Cursus drei verschiedenen Gruppen an. In der ersten Gruppe soll durch eine gute Handpolyglotte eine sorgfältige Ausgabe der heiligen Texte, zunächst des Hebräischen, griechischen und lateinischen, geboten werden; zugleich sollen in den Anmerkungen diejenigen abweichenden Lesarten aller alten Uebersetzungen, sowie einiger der wichtigsten Handschriften verzeichnet werden, welche den Sinn des Textes beeinflussen und deshalb für den Theologen und Exegeten von Bedeutung sind.

Die zweite Abtheilung umfaßt das Gebiet der Einleitungswissenschaften. Zu ihr gehören zunächst die eigentlichen, historisch-kritischen Einleitungen in das alte und neue Testament; ferner die biblische Alterthumskunde, die in ihren verschiedenen Theilen in einzelnen Abhandlungen und in einem biblischen Realwörterbuch zur Darstellung kommt; endlich die Philologia sacra, die biblische Sprachwissenschaft, welche durch Grammatik und Wörterbuch des Hebräischen, des neutestamentlichen Griechisch u. a. im Cursus vertreten wird.

Die dritte und größte Gruppe bringt dann in den Commentaren die Erklärung der ganzen hl. Schrift zum Abschluß. Jedes der geschichtlichen, Lehr- und prophetischen Bücher des alten und neuen Testaments erhält seinen eigenen Commentar und wird ausführlich im Zusammenhang erläutert.

Der Plan dieses Bibelwerkes umfaßt demnach alles, was für das Studium der heiligen Bücher in Betracht kommen kann. Zur Ausführung eines solchen Unternehmens konnte natürlich die Kraft eines Einzelnen und die Arbeit weniger Jahre nicht ausreichen. Es vereinigten sich dazu eine Anzahl deutscher Jesuiten, zunächst P. Rudolf Cornely, der nach einem dreijährigen Aufenthalte im Orient viele Jahre hindurch als Professor der Exegese im Collegium zu Maria-Laach und später an der päpstlichen Gregorianischen Universität zu Rom gewirkt hatte, P. Joseph Knabenbauer, ebenfalls langjähriger Professor der Exegese in Maria-Laach, Dilton-Gall (in England) und jetzt in Valkenburg (in Holland), und P. Franz von Hummelauer; eine Reihe anderer Mitglieder der deutschen Ordensprovinz widmeten ebenfalls dem Cursus ihre ganze Arbeitskraft.

Die langjährige Lehrthätigkeit auf dem Gebiete der heiligen Schrift ermöglichte es den Herausgebern, in verhältnißmäßig kurzer Zeit schon einen großen Theil des Werkes zu vollenden. Nach kaum zwölf Jahren seit dem Erscheinen des ersten Bandes konnte der Heilige Vater in seinem Breve vom 14. Oktober v. J. schon dreißigtausend fertigen Bänden sein Lob und seine Anerkennung aussprechen. Außer der allgemeinen und besonderen Einleitung zum alten und neuen Testamente, die P. Cornely in vier Bänden veröffentlichte und jetzt in zweiter Auflage herausgibt, ist bis jetzt ungefähr die Hälfte der Commentare erschienen. Es sind die Erklärungen der Genesis, des Buches der Richter und Ruth und der zwei ersten Bücher der Könige von P. v. Hummelauer; des Ecclesiastes und des Hohen Liedes von P. Gietmann, des Buches Job, der vier großen und zwölf kleinen Propheten und der drei ersten Evangelien von P. Knabenbauer; des Briefes an die Römer, des ersten und zweiten Briefes an die Korinther und des Galaterbriefes von P. Cornely. Die noch fehlenden Theile sind in Vorbereitung, theilweise schon druckfertig, und werden nacheinander erscheinen.

Ein schönes Bild von der Gediegenheit und dem außerordentlich reichen Inhalt dieser Bände gewinnt man bei der Durchsicht des lehrreichen, der Erklärung des Römerbriefes von P. Cornely. Wenn irgend ein Buch der heiligen Schrift, so bietet sicher dieses Sendschreiben des Völkerapostels eine Menge von Schwierigkeiten, aber auch eine Fülle der herrlichsten Gedanken und Wahrheiten. So stellt es dem Erklärer eine schwere Aufgabe. P. Cornely zeigt sich aber derselben vollkommen gewachsen und hat sie mit dem besten Erfolge gelöst. Sein Commentar bietet nach einer kurzen, gediegenen Einleitung zunächst für jeden Abschnitt, der zur Besprechung kommt, den lateinischen und griechischen Text nach den besten Ausgaben; die sorgfältigen textkritischen Bemerkungen bringen die Varianten der verschiedenen Textzeugen, soweit dieselben für die Erklärung von Bedeutung sind. Dabei wird über den Werth der einander

gegenüberstehenden Lesarten ein kurzes Urtheil nebst seiner Begründung abgegeben. Der eigentlichen Erklärung liegt der Text der Vulgata zu Grunde, den Bestimmungen der Kirche und insbesondere der letzten Encyclica Leo's XIII. über das Bibelstudium entsprechend. Doch kommt der griechische Urtext keineswegs zu kurz; vielmehr wird derselbe ganz den Worten des Heiligen Vaters gemäß überall zu Rathe gezogen, um den wahren Gedanken des Apostels stets richtig zu erfassen. Wo es nothwendig erscheint, wird dabei auf die Mängel und Unvollkommenheiten des entsprechenden Ausdrucks in der Vulgata hingewiesen.

Dem richtigen Verständniß des Sinnes dient aber nicht bloß der Vergleich des Urtextes und der verschiedenen Lesarten; überall ist der Verfasser bestrebt, unter Benützung aller exegetischen Hilfsmittel an der Hand der heiligen Väter und der größten Schriftklärer aller Jahrhunderte den Gedantengang des Apostels im Großen wie im Kleinen richtig zu erfassen. Nach der Darlegung des Zusammenhanges eines Abschnittes untereinander wird jedes Wort des Apostels erwogen und nach allen Seiten hin beleuchtet. Jedes Wort wird gewissermaßen in Lichte der Erklärungen der hl. Väter, namentlich der hl. Johannes Chrysostomus, Augustinus, Hieronymus und Thomas von Aquin, betrachtet und unter Vergleichung auch der neuesten katholischen wie nichtkatholischen Auslegungen erörtert. Die von der Erklärung des Verfassers abweichenden Deutungen werden dann, wo es nöthig erscheint, mit den Worten ihrer Urheber vorgeführt und widerlegt. Schließlich werden auch alle sonstigen an den Text sich knüpfenden Bemerkungen und Folgerungen noch hervorgehoben.

Trotzdem leidet die Klarheit und Uebersichtlichkeit nicht unter dieser außerordentlich großen Reichhaltigkeit. Bei der einheitlichen und consequent durchgeführten Methode des Verfassers findet man sich leicht zurecht; außerdem ist durch die verschiedenen Arten des Druckes für die leichte und klare Unterscheidung der Worte des Apostels, der eigentlichen Erklärung, der minder wichtigen Zusätze und der Bemerkungen gesorgt.

Die übrigen Theile des Cursus sind durch ähnliche Anordnung, Gebiegenheit und Reichhaltigkeit ausgezeichnet. Stets wird, ganz im Geiste der Encyclica des Heiligen Vaters, das Hauptgewicht darauf gelegt, an der Hand der Väter und Lehrer der Vorzeit zum richtigen Verständniß zu gelangen, ohne dabei die Gegenwart und die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Forschungen zu übersehen.

So bietet der Cursus ein nützlichliches Hilfsmittel, die reichen Schätze kennen zu lernen, welche in den heiligen Büchern und in den Erklärungen der Väter verborgen sind. Er erschließt diese Schätze nicht bloß für den Exegeten und Dogmatiker, sondern für jeden Freund der hl. Schrift; allen zeigt er den Weg, die unerschöpflichen Reichthümer des Buches der Bücher für sich und andere nutzbar zu machen. Möge die hohe Anerkennung, die ihm der Heilige Vater gespendet hat, dem großen Bibelwerke auch in Deutschland neue Freunde erwerben!

### Recensionen und Notizen.

**Vernünftiges Denken und katholischer Glaube.**  
Erwägungen für die gebildete Welt von Christian Gold, Dekan und Pfarrer. Rempten, im Verlag der Jos. Köfeler'schen Buchhandlung, 1897. VIII u. 234 Seiten.

Der Verfasser vorstehender, soeben erschienener Schrift ist ein in weiten Kreisen allgemein beliebter, in theologischen und naturwissenschaftlichen Dingen bewandter und gelehrter Mann. Was vorstehende Schrift will, ist im Titel enthalten, nämlich zeigen, daß der kathol. Glaube und vernünftiges Denken sich nicht gegenseitig ausschließen, wie gewisse Vorurtheile annehmen, sie will im Gegentheil zeigen, daß der kathol. Glaube ein vernünftiges Denken zur Voraussetzung habe. Zu diesem Zwecke werden in 16 Abhandlungen oder Vorträgen, welche fast alle nach Form und Inhalt von vollendeter Schönheit sind, die hauptsächlichsten Glaubenswahrheiten dargestellt. Es sind Erwägungen für die gebildete Welt, also nicht für die Gelehrten. Da haben wir keinen Mangel an vorzüglichsten apologetischen Werken, wie von Settinger, Schanz, Wofen, Weiß etc. Auch für das einfache gläubige Volk ist gesorgt

an schönen, erbaulichen Schriften dieser Art. Aber für die sogenannte gebildete Welt, d. h. diejenigen, welche nach Erziehung und Unterricht für geistliches Denken befähigt sind, aber doch gelehrte dicke Bücher über religiöse Fragen nicht zur Hand nehmen, andererseits aber doch durch die gewöhnliche einfache Darstellung nicht befriedigt werden, haben wir wohl großen Mangel. Hier liegt nun ein solches Buch vor, welches diese Lücke in vorzüglichem Grade ausfüllt. Auch den geistlichen Herren dürfte diese Schrift willkommen und manchem ein Fingerzeig sein, wie man den sogen. Gebildeten und auch den weniger Aufgeklärten in seinen Vorträgen mit Erfolg entgegen zu kommen hat. Der Verfasser jagt ganz richtig in der Vorrede: Mehr als je tritt heutzutage an den Katholiken die Pflicht heran, sich und anderen über sein Höchstes auf Erden, seinen Glauben, Rechenenschaft zu geben. Diese Vorträge wollen nichts anderes, als dem einen oder andern diese Rechenenschaft erleichtern helfen." Für die hübsche Ausstattung dieser Schrift verdient die Verlagsbuchhandlung alles Lob.

Domkapitular Winter.

**Gedenkblätter zu Ehren des hochwürdigen geistlichen Rathes Dr. Joseph Grimm, weiland Professor der neutestamentlichen Exegese an der Universität Würzburg.** Zum ersten Jahrestag seines Todes gewidmet von Dr. Herman Schell, dert. Rektor der Universität Würzburg, und Dr. Albert Ehrhard, Professor an der Universität Würzburg. Zum Besten des Würzburger Bonifatiusvereines. Würzburg 1897, Göbel. Gr. 8°. S. 136. Preis M. 1.20.

# Weit treffender, als das wohlgelungene Bildniß auf der ersten Seite, zeichnet Prof. Ehrhard das Lebensbild des Verewigten. Er steht da vor uns, wie er lebte und lebte, lehrte, dachte und empfand. Wir lernen ihn kennen in seiner Jugend und theologischen Ausbildung, als Professor der Theologie (Exegese), als Forscher und Schriftsteller; wir begleiten ihn im Geiste auf seinen Natur- und Kunststudien gewidmeten Reisen; sein Charakter als Priester und Mensch lehrt uns ihn achten und schätzen. Ganz objektiv ist die Darstellung und doch voll Liebe und Wärme; zugleich ist uns ein zwar bescheidener, aber doch recht anerkanntenswerther Beitrag geboten zur theologischen Literaturgeschichte unseres Jahrhunderts. Den würdigen Schluß der Gedenkblätter bilden die Grundgedanken des messianischen Lebensplanes Jesu auf Grund der exegetischen Werke Grimms, als Trauergedächtnißrede in der Universitätskirche zu Würzburg gehalten von Professor Schell. Allen Schülern und Freunden Grimms werden unsere Blätter ein schönes Andenken, allen gebildeten Lesern aber eine Geist- und Herz erhebende Lektüre sein. Der Reingewinn ist zum Besten des Würzburger Bonifatiusvereines.

**Dr. Johann Anton Englmann's Handbuch des Bayerischen Volksschulrechtes** von Dr. Ed. Stingl. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

S. Im Schulanzeiger für Niederbayern ist folgende Ministerial-Berordnung zu lesen: „Da das bezeichnete Buch eine höchst brauchbare systematische Darstellung sowohl der allgemein gültigen, wie auch der für die einzelnen Regierungsbezirke erlassenen Bestimmungen über das Volksschulwesen Bayerns enthält, ist dessen Anschaffung für Schulbehörden u. s. w. zu empfehlen. Zur Anschaffung aus Regiemitteln wird Ermächtigung ertheilt. Dr. v. Landmann.“ Wahrlich ein schönes Zeugniß! Auch Dr. v. Hauck hat in der „Bayerischen Gemeindezeitung“ das Buch sehr lobend besprochen, wobei besonders „die klare Uebersicht“ hervorgehoben wird. „Nach allen Richtungen findet man Aufschluß über sich ergebende Fragen, und ist die Antwort durch Genauigkeit des Sachregisters leicht zu finden.“ Darum wird das Buch auch „auf's Beste“ empfohlen. Domkapitular Dr. Schmitt, ebenfalls Fachmann auf dem Gebiete des Kirchenrechts, weiß als einen Hauptvorzug an diesem Buche zu loben, „daß sich die 4. Auflage hinsichtlich der Darstellung jener Details, welche gerade in unserer Zeit benennend geworden sind, als eine Leistung darstellt, welche bisher von keiner Veröffentlichung erreicht ist. So sind die Gehalts- und Pensionsverhältnisse des Lehrpersonals und der Lehrerreliefs nicht bloß in den einzelnen Kreisen, sondern auch in den

größeren Städten mit einer eingehenden Sorgfalt dargestellt, wie sonst nirgends. Die Rechte und Pflichten, die sich durch die beständige Verbindung von niedern Kirchendiensten mit Schuldiensten nach verschiedenen Seiten hin ergeben, sind ganz dem bestehenden Rechte entsprechend zusammengestellt, so daß diese Darstellung als Grundlage aller weiteren Verhandlungen über diesen viel umstrittenen Punkt dienen kann. Ueber diesen Details geht aber der Herausgeber Rechtsfragen durchaus nicht aus dem Wege, wie der Hinweis auf § 37 S. 100 über die Qualifikation der Katecheten darthut; nur sind solche Rechtsfragen ganz objektiv behandelt. Hervorzuheben ist ferner, daß alle Entscheidungen und Entschliessungen der kompetenten Behörden seit dem Erscheinen der dritten Auflage eingefügt sind; dadurch erhält das Buch seine werthvollste Eigenschaft: die Verlässlichkeit. Hat man das Buch in einer Frage zu Rathe gezogen, so weiß man, daß einem nichts von Bedeutung entgangen ist. Einen Gedanken können wir uns nicht aufpassen, hier wiederzugeben, den Dr. Schmitt seiner Recension hinzugefügt hat: Wir begrüßen es mit Befriedigung, daß gerade Geistliche, Dr. Englmann und Dr. Stügel, dieses nicht unschwierige Gebiet mit solchem Glücke bearbeitet haben, daß auch erprobte Fachmänner ihnen die Anerkennung nicht verjagen können.

**Liberar B. L., Fr. W. Weber's „Dreizehnlinden“.**  
Eine literarische Studie. 8° pp. II + 152. Baderborn. F. Schöningh. 1896. (II.) 1 M. 20 Pf.  
Weber's herrliche Dichtung „Dreizehnlinden“, die bis jetzt 71 Auflagen erlebt hat und trotz allen Widerstrebens auch ins Englische und Französische übertragen worden ist (ein Versuch ins Lateinische verlief im Sande), wird in vorliegendem anspruchslosen, aber mit großer Begeisterung geschriebenen Büchlein einer Besprechung unterzogen in der Art, wie dergleichen Meisterwerke der Literatur an unseren Mittelschulen behandelt werden. Zuerst kommt die Inhaltsangabe und Entwicklung der Handlung in übersichtlicher Analyse mit wörtlicher Anführung der bezeichnendsten Stellen; darauf folgen dann allgemeine Erörterungen zum Ganzen mit der Charakteristik der auftretenden Personen. Den Schluß bildet eine ästhetische Betrachtung über die Naturpoesie in „Dreizehnlinden“ und über Kultur und Volksleben, wie es dieses Gedicht widerspiegelt, sowie über Form und Darstellung. Für Schüler, welche die Dichtung gelesen haben, ist das Buch eine willkommene Gabe zum besseren Verständnis und zur richtigen Würdigung.

**Sabetti Al. (s. J.), Compendium theologiae moralis a Jo. P. Gury (s. J.) primo conscriptum et deinde ab Antonio Ballerini (s. J.) adnotationibus auctum, nunc vero ad breviorum formam exaratum.** 8°, pp. XIV + 896. Ratisbonae, Fr. Pustet, 1897. (XIII.) M. 9,60 lig.

Die Moralthologie des Jesuitenpaters Gury hat trotz aller Mängel sozusagen die Bedeutung eines „Standard Book“ in den Schulen erlangt. Besser als die Bearbeitung von Ballerini oder Dumas ist die vorliegende, vorzüglich ausgestattete Ausgabe von P. Sabetti, Professor in Woodstock; dieselbe hat es in wenigen Jahren zu 13 Auflagen gebracht, ein Beweis ihrer Brauchbarkeit, die besonders durch einen musterhaft gefertigten Index wesentlich erhöht wird. Daß der Verfasser auf amerikanische Verhältnisse besonders Rücksicht nimmt, thut der allgemeinen Verwendbarkeit des Buches keinen Eintrag. Die Anordnung des Stoffes ist klar und übersichtlich, die Sprache genau und knapp; überflüssige Auseinandersetzungen, die nur theoretischen Werth haben könnten, sind vermieden und so der sonst nicht recht genießbare Gury in praktische und angenehm lesbare Form gebracht, so daß wir das Buch ohne Bedenken zu den besten Lehrbüchern der Moralthologie rechnen dürfen.

**Hattler Franc. (s. J.), Los niños santos ó leyendas infantiles.** Obra traducida del alemán por el P. Jerónimo Rojas (s. J.). 12°, pp. VI + 278. Friburgo de Brisg. (Herder) 1896. (II.) M. 2,80 geb.

Der treffliche Vorrath von vorzüglich ausgestatteten, correct gedruckten Büchern in spanischer Sprache, wie wir ihn im Verlag der Herder'schen Buchhandlung begrüßen,

ist mit diesem bei uns sehr beliebten Büchlein der „Kinderlegende“ von Hattler wieder um ein Stück vermehrt worden. Zum Zwecke der Übung werden auch Erwachsene sehr gern die leicht und gefällig geschriebenen Geschichten lesen, ehe sie der Sprache so weit mächtig sind, um größere und ernstere Bücher mit Nutzen vornehmen zu können. Eine andere Verwendung dürfte die spanische Ausgabe bei uns in Deutschland wohl auch kaum haben.

**Erwin Will, De relatione inter auctoritatem et legitimam societatem potiora momenta, ut ad causam tanti ponderis accuratius tractandam excitentur optimates.** Moguntiae, Fr. Kirchheim, 1896. 8°, pp. 24. M. 0,40.

Delineata providentiae divinae circa homines dispositione autor dicendi ratione brevi ac dilucida de relatione inter auctoritatem et legitimam societatem agens eruditiorum acumen difficillima quaeque necnon intricata proponit argumenta, e. gr. quando potestas civilis pro legitima habenda sit, num principes regendi potestatem privati juris titulo sibi vindicare possint, quibus ex causis principatus tollatur, quantopere multitudo et numerus contemni queat aliaque id genus. Librorum amatoribus pagellae Guilielmi (recte pro: William!) Erwini absque dubio gratiae erunt.

**Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums.** Nürnberg, 1896.

Aus dem reichen Inhalte der vom Direktorium herausgegebenen und mit Abbildungen versehenen „Mittheilungen“ heben wir hervor: A. Baur: Ein vergeblicher Schüler Albrecht Dürers, (Gemeint ist G. Schlenker.) — F. Fuhs: Aus der Plakettenammlung des Germ. Nationalmuseums. — G. v. Bezold: Der Meister der Nürnberger Madonna. (Constatirt Momente zu Gunsten einer Autorschaft Peter Vischers.) — Th. S.: Das Gedächtnis des Georg Friedrich Bezold, Pfarrers zu Wildenthal im Rothenburgischen. (Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges.) — K. Schaefer: Albrecht Dürer und der Rahmen des Allerheiligenbildes. — Th. Hampe: Deutsche Pilgerfahrten nach Santiago de Compostella und das Reisetagebuch des Sebald Dertel (1521–22). — Außerdem ist zu erwähnen der von Th. Hampe veröffentlichte Katalog der Gewebesammlung, illustriert, und die Chronik des Museums, der Zuwachs der Sammlungen u. s. w.

**Rütter Arn., Altarblumen im Topf und ihre Spezialkultur.** Regensburg, Fr. Pustet, 1896. (III.) 8°, XII + 180 S. M. 1,40.

Gar mancher Pfarrer auf dem Lande ist ein eifriger Freund der „scientia amabilis“, und es überkommt ihn das wohlige Gefühl behaglicher Selbstzufriedenheit, wenn die vorübergehenden Städter den Anbau seines kleinen Gärtchens bewundern. Rütter unterweist den Blumenfreund, wie er seine Liebhaberei in den Dienst der Kirche stellen kann. Und wer sich dies Büchlein, das auch mit 103 Abbildungen ausgestattet ist, fleißig zu Nutzen macht, kann leicht in den Ruf kommen, den Altar des Herrn mit den zarten Kindern Floras in sinniger und reichlicher Weise zu schmücken. Rütters Handbücher erfreuen sich mit Recht einer großen Beliebtheit bei allen Geistlichen, die Blumen lieben — und wer gehörte nicht dazu? — und die auch die Möglichkeit haben, ihrer Kultur die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen.

\* Zur österlichen Zeit empfiehlt sich für jeden Christen die Lektüre der 32 Seiten starken Broschüre „Das Letzte Mittel“, welche in anschaulicher, ergreifender Form über die Neue, speciell über die „vollkommene Neue“, handelt. Diese Abhandlung stammt aus der Feder des bekannten Missionärs P. M. Lerch und erschien bereits in 8. Auflage. Sie ist erhältlich von der Verlags-Buchdruckerei Ambros Opitz in Warnsdorf und kostet franco 7 Kr., 50 Stück franco fl. 2,50. Mit deren Zusendung wird man namentlich auch kranken und greisen Personen einen großen geistigen Dienst erweisen. Sie bildet zugleich eine treffliche Vorbereitung auch für Katholiken für den pflichtmäßigen österlichen Sakramentsempfang.